



Anna Clauß

MEIN MANN IST DIE BESSERE MUTTER

Wie ich Wunschfamilie und
Traumberuf vereinbare –
oder es mir zumindest einrede



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2024

Copyright © 2024 by Penguin Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München
und SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH, Hamburg,

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildung: © Carlos E. Serrano / GettyImages

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-328-11145-0

www.penguin-verlag.de

»Laufen auf Luft, machen Fortschritt in Turnschuhen,
durch Siege der Nike sneaken wir durch die Antike.«

Kampf der Titanen, »Die Firma«

Inhalt

EINBLICK	11
---------------------------	----

KARRIERE MIT KIND

Bin ich eine Egomutter?	27
Warum sich Männer nicht als Rabenväter fühlen .	36
Hauptsache, es kracht!.	44
Multiple Krisen	49
Die Sache mit dem Gottvertrauen.	55

VERRAT AM FEMINISMUS

Warum habe ich meinen Nachnamen aufgegeben?	63
Emanzipation auf Kosten der Putzfee?	68
Der Prinzessinnen-Junge	72
Frau am Steuer	81
Ein unerfüllter Wunsch	86
Lob des Einzelkindes	92

HAUSHALTSKRISEN

Die Wahrheit übers Schlachten	99
In seiner Schuld	103
Die 50:50 Methode	110
Schafft den Muttertag ab!	116

FRÜHE TRENNUNG

Der hohe Preis der Gratis-Kita	123
Wäre unser Sohn zuhause besser aufgehoben? . .	130
Smells like »Oh Tannenbaum«	138
Ein Baby namens Olaf	143
Freizeitstress	152

ERZIEHUNGSFEHLER

Mensch ärgere dich nicht	161
Späte Entschuldigung	167
Die deutsche Liebe zur roten Ampel	173
Hat mein Beschützerinstinkt versagt?	178
Sorgen einer Jungsmutter	183
Zu den Waffen!.	188

KLASSENGESELLSCHAFT

Wie wir Grundschülern versehentlich das Mobben beibrachten	194
Was, wenn das Kind in der Schule scheitert? . .	200
Opfer der Frauenquote	211
Lies! Das! Jetzt!.	216
Von Harry Potter zu Hitler.	221

FREIRÄUME

Im Hobbykeller	228
Wenn Sie mehr verdient als Er	235
Blick ins alte Tagebuch	242
Wäre ich in Teilzeit glücklicher?	248
Von den Vorteilen der Großfamilie	254
Sprung ins kalte Wasser	260

AUSBLICK	265
---------------------------	-----

DANK	269
-----------------------	-----

Einblick

Manchmal wäre ich gerne Vater. Ein Mensch, der Kinder kriegen kann, ohne sie selbst zur Welt bringen zu müssen. Ein Arbeitnehmer, der Sorgearbeit mit Karrieremachen vereinbaren kann, aber nicht muss. Ein Mann, der sich nicht ständig fragt: Bin ich ein guter Vater?

Väter, so scheint es mir häufig, haben weniger Selbstzweifel. Müttern hingegen wird das schlechte Gewissen bei der Geburt des ersten Kindes kostenlos mitgeliefert. Stillen oder nicht stillen? Schreien oder schreien lassen? Noch ein Baby oder nie wieder Wehen? Runter auf Teilzeit oder zurück in Vollzeit? Egal, wie man sich entscheidet. Das schlechte Gewissen hätte die andere Möglichkeit besser gefunden.

Nirgends ist man als Mutter vor hinterhältigen Attacken des Unterbewusstseins sicher. Nicht mal auf dem Badewannenrand, wo ich frühmorgens manchmal länger sitze, um meine Mails zu lesen, obwohl ich eigentlich in der Küche stehen sollte, um die Brotzeitbox für unseren Sohn zu füllen. Das schlechte Gewissen holt

mich gerne auch an der Supermarktkasse ein, wo ich beim Blick auf die Müsliriegelpackung auf dem Kas- senband, dessen Inhalt in die Pausenbrotdose wandern wird, häufig denke: Warum backe ich Müsliriegel nicht selbst? Nach dem Rezept meiner Mutter. Mit dem Honig glücklicher Bienen, von Natur aus süßen Rosinen und gesunden Haferflocken, so wie ich es aus meiner eigenen Kindheit im schwäbischen Grünenmekka Tü- bingen kenne.

Ende der Achtzigerjahre war ich neun, so alt wie unser Sohn heute. Meine Mutter war Anfang vierzig, so alt wie ich Ende 2024. Anders als ich aber war sie eine Frau mit viel Zeit für ihre Kinder. Sie unterbrach ihre Berufstätig- keit als Lehrerin für Sport und Biologie mehrere Jahre lang. Unter anderem, um für meine jüngere Schwester und mich Müsliriegel zu backen.

Ich hingegen kaufe industriell gefertigte Haferkraft. Selbstverständlich nur in den Varianten »zuckerfrei«, »light« oder »free«. Sonst meldet sich schon wieder das schlechte Gewissen.

Meine Entscheidung fiel anders aus als die meiner Mutter. Ich kehrte nach der Geburt unseres Jungen 2015 schnell in den Journalismus zurück. Die Emanzipation und der Ausbau externer Betreuungsinfrastruktur sind in den letzten Jahrzehnten rasant vorangeschritten. An- ders als zur Zeit, in der meine Mutter Kinder bekam, gibt es heute viel mehr Kitas und sorgende Männer. So wie den, dem ich vor knapp fünfzehn Jahren einen

Heiratsantrag gemacht habe. Weil er Empathie und Humor besitzt, lieber schwäbische Dokumentarfilme über Staubsaugervertreter guckt statt Fußball – und Spätzle nach Art seiner Oma selber schabt.

Ein Mann, mit dem man über Brotnamen wie »Pfistersonne« Tränen lachen und die Mitte jeder Tanzfläche erobern kann. Einer, der sich aber nie in den Vordergrund drängt, obwohl er diese wunderbar tiefe Stimme hat, mit der selbst sein schwäbischer Akzent elegant klingt. Vor ziemlich exakt zwanzig Jahren saßen wir gemeinsam in einem Seminar über »Die Musikgeschichte des Free Jazz«. Vermutlich aus Schallschutzgründen fand die Veranstaltung in einem Kellerraum der Uni Passau statt. Der Sound der besprochenen Musikstücke, die so klangen, als würde jemand ein Schlagzeug auseinandernehmen und die Einzelteile gegen die Wand werfen, während ein Saxophonspieler Vulkanausbrüche nachahmt, war schauerlich.

Der Professor in seinem cremeweißen Dandy-Anzug galt als verrückt, aber auch als kreativ und locker bei der Benotung von Hausarbeiten. Wir studierten beide semi-ambitioniert Kulturwirtschaft, mochten Klassik und Hip-Hop – und gute Geschichten. Ich schreibe und lese sie gerne, mein Mann spricht und hört sie am liebsten. Ich trat damals auf Poetry-Slams auf, er produzierte die »Wahnzeit«, einen der ersten Podcasts in Deutschland. Die größten Hits der »Firma«, einer Heidelberger Rap-Combo, müsse er mir unbedingt mal vorspielen, hatte er mir bei einem unserer Gespräche vor Seminar-

beginn versprochen. Die Musikgeschichtsstunden aber vergingen in Zeitlupe, ohne dass er mir danach Privatunterricht anbot. Als ich ihn kurz vor Semesterende auf der Tanzfläche einer Party entdeckte, sagte ich zu meiner Freundin: »Ich gehe jetzt rüber zu meinem zukünftigen Ehemann und lade mich selber ein.« Der Plan ging ganz gut auf.

Meinem Mann und mir war in den bald zwei Jahrzehnten unserer gemeinsamen Beziehung immer klar, dass kreativ Arbeiten und damit Geldverdienen genauso glücklich macht wie Familie und Kindererziehung – auch wenn es bedeutet, dass der Alltag ziemlich viel Free Jazz beinhaltet. Nicht ganz so klar war uns, dass sich Rollenbilder langsamer wandeln als die Realität.

Obwohl es wissenschaftlich nicht erst seit gestern erwiesen ist, dass Mütter – sieht man mal vom Stillen ab – nicht von Natur aus prädestinierter fürs Sorgen und Erziehen des Nachwuchses sind als Väter, hält sich diese Vorstellung hartnäckig in vielen Köpfen. Auch in meinem. Sonst würde ich mich nicht ständig fragen: Bin ich eine gute Mutter?

Die Frage begleitet mich, seitdem ich an einem kalten Februaritag vor rund zehn Jahren unseren ersten und einzigen Sohn in München zur Welt brachte. Acht Monate später ging ich wieder arbeiten. Die ersten zwei Monate nach der Geburt nahmen wir gemeinsam Elternzeit, dann blieb zuerst ich ein halbes Jahr, dann mein Mann die restlichen Elternzeitmonate allein mit

Baby zuhause. Als unser Junge etwas älter war als ein Jahr, gaben wir ihn zunächst zu einer Tagesmutter, damit jeder von uns vier Tage die Woche arbeiten konnte. Montags blieb mein Mann mit dem Kleinen im Homeoffice, was damals noch nicht so hieß. Er konnte sich die Arbeit in einer App-Agentur frei einteilen. Freitags übernahm ich die Babybetreuung und den Haushalt.

Damals war ich politische Korrespondentin im Bayern-Büro des SPIEGEL, heute leite ich das Ressort »Meinung und Debatte«. Zum Ende meiner Elternzeit hatte Donald Trump gerade überraschend die US-Wahl gewonnen, Angela Merkel hatte mit Blick auf die immer größer werdenden Flüchtlingsbewegungen nach Deutschland ein »Wir schaffen das« ausgelobt, Markus Söder befand sich im Wettstreit mit Ilse Aigner um die Nachfolge von Horst Seehofer als Ministerpräsident in Bayern. Kurzum: Es gab viel zu berichten. Das Modell der gemeinsamen Viertagewoche hielten wir rund ein halbes Jahr durch. Dann stockte ich auf Vollzeit auf.

Mein Job im Nachrichtengewerbe erfordert eine Rundum-die-Uhr-Erreichbarkeit und permanente Flexibilität. Ich hatte das Gefühl, immer zu arbeiten, aber nur 80 Prozent davon bezahlt zu bekommen. Mir erschien es betriebswirtschaftlich klüger, das volle Gehalt zu kassieren, während ich versuchte, die Freitage möglichst frei von Terminen zu halten und nur so viel zu arbeiten wie nötig. Ein Plan, der mittelgut funktionierte. Denn Naturkatastrophen, Kriege und plötzliche Rücktritte von Politikern passieren sehr gerne auch freitags.

Außerdem muss man irgendwann diese verdammten Mails öffnen, deren Beantwortung man von Montag bis Donnerstag auf Freitag verschoben hat.

Die ersten Schritte unseres Jungen erlebte mein Mann live im Wohnzimmer, während ich im Büro saß. Sein stolzes Lauflern-Lächeln schenkte unser Junge seinem Vater statt mir. Mein Mann übernahm auch die Ein gewöhnung in der Kita und später ein Amt im Eltern beirat. Als unser Junge zwei Jahre alt war, brachten wir ihn jeden Morgen in die Marienkäfergruppe und holten ihn am Nachmittag wieder ab.

Manchmal habe ich meinen Mann beneidet in dieser Zeit. Er war der gute Vater, der es neben seinem Voll zeitjob schaffte, viel Zeit mit seinem Kind zu verbringen. Vielleicht, weil seine Termine planbarer waren als meine. Weil er nicht, so wie ich, mit einem halbfertigen Text nach Hause kam, der in den Abendstunden irgend wie noch ganz fertig werden musste. Vielleicht hatte er auch gar nicht mehr Zeit als ich, sondern es kam mir nur so vor. Wir haben nicht mit der Stoppuhr nachgemessen, wer mehr Minuten ins Laufradlernen, Legobauen oder Vorlesen investiert. Wir haben auch nicht Buch darüber geführt, wer häufiger noch schnell Einkäufe erle digt hat auf dem Weg vom Büro nach Hause.

Ich aber fühlte mich häufig als schlechte Mutter, wenn ich unseren Jungen als Letzte aus dem Kindergarten abholte. Einmal war ich in Gedanken vermutlich noch bei der Arbeit, als ich in die falsche S-Bahn stieg und den Fehler zu spät bemerkte. Ich nahm mir dann

ein Taxi quer durch die Stadt zur Kita, verlor im Feierabendverkehr noch mehr wertvolle Zeit und war erst dort, als die Kita eigentlich längst geschlossen hatte. Der vorwurfsvolle Blick der Erzieherin erscheint mir heute noch in Albträumen.

Unser Junge hat mein Scheitern an diesem Tag ohne erkennbares Trauma überstanden. Er besucht inzwischen die dritte Klasse einer Münchner Grundschule, kommt gut klar – außer beim Lesen und Schreiben. Die Dinge, mit denen ich mich so viel und so gerne beschäftige, scheinen ihm eine besonders große Last zu sein. Vielleicht eine Art Abwehrreaktion auf meine Berufstätigkeit? Fördere ich ihn etwa nicht genug? Hätte ich weniger Zeit in dieses Buch investieren sollen und mehr in die Hausaufgabenbetreuung? Da sind sie wieder, meine Selbstzweifel.

Natürlich haben auch Väter welche. Nachdenkliche Männer gibt es auf dieser Welt zum Glück sehr viele. Wenn man aber die Titel in den Buchhandlungen studiert oder die täglichen Kommentare in den Zeitungen liest, fällt auf, dass sich Männer viele kluge Gedanken rund um Krieg, Frieden, Klima und Krise, Liebe und Leidenschaft machen, aber Vaterschaft kein besonders kontroverses Thema zu sein scheint.

Umgekehrt verhält es sich mit der Mutterschaft. Zur Frage, was eine gute Mutter ausmacht, gibt es eine große Auswahl an vorwiegend von Frauen verfassten Romanen, Sachbüchern oder Leitartikeln. Deren Fazit auf

mich meist deprimierend wirkt: Gute Mütter sind offenbar zum Scheitern verdammt. Wer versucht, einem Ideal zu entsprechen, das vom Nationalsozialismus geformt, vom westdeutschen Nachkriegspatriarchat vergoldet und vom neuzeitlichen Feminismus bunt lackiert und auf den Kopf gestellt wurde, macht in der Regel keine gute Figur.

Wer, so wie ich, Vollzeit arbeitet, hat ständig das Gefühl, seine Familie zu vernachlässigen. Wer gar nicht arbeitet, steht auch unter Rechtfertigungsdruck. Es ist inzwischen normal geworden, dass beide Eltern berufstätig sind. Zumal in einer Stadt wie München, wo eine Brezel mehr als einen Euro und eine Kugel Eis inzwischen rund zwei Euro kostet. Zu den Zweifeln, die vermutlich jede Mutter kennt, gesellt sich nicht selten Verzweiflung. Bei mir macht sie sich in Momenten breit, in denen unser Sohn traurig ist: »Mama, du bist nie da«, sagte er neulich kurz vor dem Einschlafen. Ich wollte ihm eine gute Nacht wünschen, bevor ich losmusste zu einem Stammtisch mit befreundeten Journalisten.

Ja, ich habe beruflich viele Abendtermine, und ich reise hin und wieder nach Berlin oder Hamburg, weil der SPIEGEL dort große Büros unterhält. Dass ich »nie da« bin, ist natürlich trotzdem eine maßlose Übertreibung. Die mich aber trifft. Denn es stimmt, dass ich mit meinem Kopf häufig woanders bin. Wenn ich in die falsche S-Bahn steige genauso, wie wenn ich beim gemeinsamen Abendbrot nicht richtig zuhöre, weil ich

in Gedanken noch eine Nachricht des Tages verdauen muss. Als Ressortleiterin eines Nachrichtenmagazins fällt es mir manchmal schwer, abzuschalten. Vorgeschrifte Ruhezeiten, einen festen Feierabend oder Dienstplan gibt es nicht.

Trotzdem ist es mein Traumjob, den Mächtigen auf die Finger schauen zu können, bestehende Ungerechtigkeiten aufzudecken, die Meinungsfreiheit zu verteidigen, Markus Söder daran zu erinnern, dass Bayern nicht sein Königreich ist. Ich liebe den Journalismus so sehr wie mein Dasein als Mutter. Beide Lebensaufgaben haben viel mit Nachfragen, Zurückblicken und Anzweifeln zu tun. »Oder ist es umgekehrt?«, lautete der Spruch auf einer Postkarte, die jahrelang an meiner Büropinnwand hing. Als sie eines Tages plötzlich weg war, fühlte es sich an, als hätte ich mein Herz verloren.

Als ich beim SPIEGEL begann, persönliche Kolumnen zu schreiben und nicht mehr nur politische Reportagen, Portraits und sachliche Nachrichtentexte, tat ich das mit kritischen Fragen an mich selbst. Kann ich das? Wen interessiert das? Bin ich nicht eher ein Negativbeispiel, wenn es um die Vereinbarkeit von Kind und Karriere geht? Lachen mich meine Kolleginnen und Kollegen auf den Bürofluren womöglich aus, wenn sie in meinen Kolumnen Details aus meinem Privatleben lesen?

Und ja, es ist gewöhnungsbedürftig, wenn man auf CSU-Parteitagen, die ich als Bayern-Korrespondentin des SPIEGEL und Söder-Biographin häufig besuche,